

Jünger – grösser – reicher: Vision und Perspektiven

von Kirchenratspräsident Pfr. Wilfried Bühler

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder

Es ist ein forscher Titel: jünger, grösser, reicher. Er hat mir nicht wenig Kopfzerbrechen bereitet. Schliesslich gehört es sich, dass die Ausführenden einer Tagung einlösen, was sie im Titel versprechen.

Und wenn man, wie in meinem Fall, schon 16 Jahre dem Kirchenrat einer Landeskirche vorsteht, ist ja immer auch die Frage im Raum: Hat er denn in den vielen Jahren etwas von dem in die Tat umgesetzt, was er visionär vertritt?

In gewisser Hinsicht darf ich zwar etwas von den Stichworten für unsere Evang. Landeskirche Thurgau in Anspruch nehmen:

Reicher: Die (Steuer-)Gelder fliessen immer noch reichlich, vorläufig gibt es sogar von Jahr zu Jahr mehr. Das hat vermutlich damit zu tun, dass die Babyboomer im bestverdienenden Alter sind (und weniger häufig ausgetreten sind als die nachfolgenden Jahrgänge).

Grösser: Unsere Landeskirche schrumpft zwar auch, aber offensichtlich weniger stark als andere – das hat für uns die unliebsame Konsequenz, dass wir ab nächstem Jahr 10% höhere Beiträge an das Budget des Kirchenbunds (SEK/EKS) beitragen müssen.

Jünger: Auch unsere Alterspyramide steht kopf. Aber immerhin: Wir waren die Landeskirche, die im Verhältnis zur Mitgliederzahl mit Abstand am meisten Jugendliche dazu motivieren konnte, nach Genf ans Reformation zu reisen. Und am TDS Aarau haben wir zurzeit 14 junge Frauen und Männer, die studieren. Das ist im Verhältnis zur Grösse unserer Kirche viel.

Doch das ist alles relativ. Das Thema meines Referats lautet nicht: „Ergebnis des Erbsenzählens und des Vergleichens mit andern“, sondern „Vision und Perspektiven“.

Da im Wort „Vision“ das Wort „sehen“ steckt, habe ich etwas zum Anschauen mitgebracht: Es ist das Bild, das unsere jüngste Tochter vor rund 15 Jahren zur Konfirmation ausgewählt hat. Es zeigt einen jungen Baum, der aus dem Strunk eines alten, toten Baums herauswächst. Dieses Bild weist auf ein wichtiges Prinzip hin, das sowohl in der Natur zu erkennen als auch in der Bibel beschrieben ist. Pflanzen und Bäume werfen immer mal wieder Blätter ab oder lassen Äste absterben; es kann durchaus sein, dass ganze Bäume sterben (wie auf dem Bild). Und gleichzeitig ist, ob schon sichtbar oder noch nicht, ein neuer Baum am Entstehen, oder es entwickelt sich am bestehenden Baum, der an den Rändern „serbelt“, neues Grün aus der Mitte heraus.

Im Alten Testament ist mehrfach vom „Rest“ die Rede, der wieder Wurzel schlägt (z. B. 2. Könige 19,30f). Die Einladung geht dahin, nicht nostalgisch auf das absterbende oder bereits abgestorbene Alte zu schauen, sondern auf das keimende Neue, so z. B. in Jesaja 43,18: „Denkt nicht an das, was früher war (...), seht, ich schaffe Neues, schon spriesst es, erkennt ihr es nicht?“ Demnächst werden wir ja wieder singen: „Es ist ein Ros (ein Reis) entsprungen“...

Und wenn wir ans Neue Testament denken, kommt uns vielleicht die Situation in den Sinn, wo Jesus, nachdem es offensichtlich damals schon eine Absetzbewegung gegeben hatte, die Jünger fragt: „Wollt etwa auch ihr weggehen?“ Die Antwort von Petrus ist bekannt: „Wohin sollten wir gehen; du hast Worte ewigen Lebens (Johannes 6,68).“

Das Wahrwerden von Visionen kann man nicht erzwingen. Man kann sich aber Überlegungen anstellen, wie man es fördern (oder wenigstens ihm nicht Steine in den Weg legen) kann. Dazu braucht es aus meiner Sicht vor allem eines:

Mentalitätswandel

Wir sind es gewohnt, Teil der Mehrheitsbevölkerung zu sein. Im Thurgau gab es zwar schon seit der Reformation nebeneinander sowohl Katholiken als auch Evangelische. Während langer Zeit (bis zum Beginn der Einwanderungswellen aus katholischen Ländern im 20. Jahrhundert) war das Verhältnis etwa 3:1 zugunsten der Protestanten. Und die Protestanten waren, obwohl in der Mehrheit, lange Zeit benachteiligt, weil die Mehrzahl der Vögte, die hier bis Ende des 18. Jahrhunderts regierten, katholisch war.

Es gab bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine evangelische Landeskirche Thurgau, nur evangelische Kirchgemeinden. Und diese haben sich zäh behauptet, auch gegen starke Gegenreformationsbestrebungen. Trotzdem, die Mentalität war und ist: Wir sind, ob evangelisch oder katholisch, Teil einer selbstverständlichen christlichen Mehrheitsbevölkerung. Das Schwinden dieser Selbstverständlichkeit nehmen wir in Kauf, oft realisieren wir es nicht einmal. Die Meinung ist oft noch, um es mit einem Bonmot von Emil Brunner zu sagen: „Homo helveticus naturaliter christianus“ (ironisch gemeint: "Der Schweizer ist von Natur aus ein Christ"). Und dass man es nicht mehr so eng sieht mit der Religion und insbesondere der Konfession, wird weitherum begrüßt.

Das ist nicht ein thurgauisches oder schweizerisches Spezifikum. In der Einleitung zu seinem Buch „Die 21“, in dem es um die Geschichte der koptischen Märtyrer geht, die 2015 in Libyen von Islamisten enthauptet wurden, schreibt der Autor, Martin Mosebach, ein deutscher Schriftsteller: „Die grausame Art ihres Todes und die Festigkeit, ja Sturheit im Bekenntnis ihres Glaubens scheinen einander zu entsprechen und sind uns gleichermassen unheimlich. Hat die westliche Welt mit ihrer Bereitschaft zu Diskussion und Dialog solche lebensfeindlichen Gegensätze nicht längst überwunden? Wir leben in einer Zeit strikter Privatisierung der Religion und wollen sie der säkularen Gesetzlichkeit unterworfen sehen. Es gibt einen gesellschaftlichen Konsens der Ablehnung von Missionierung und Glaubenseifer. Hat all das den erbarmungslosen Alternativen von Glauben und Tod, Verrat des Glaubens und Leben nicht ein Ende bereitet?“

Das eindrückliche Zeugnis der modernen Märtyrer und ihrer Angehörigen, die der Autor besucht hat, lässt ihn allerdings daran zweifeln, ob unsere Ablehnung jeglicher Festlegungen im Glauben wirklich dem schlichten Glauben und Mut dieser einfachen Christen überlegen ist.

Die Analyse beschreibt recht gut die Befindlichkeit vieler westeuropäischer Zeitgenossen: nur ja nicht zu viel von religiöser Standfestigkeit. Und nicht selten hauen Exponenten und Exponentinnen des landeskirchlichen Protestantismus in dieselbe Kerbe. Man distanziert sich von den Eng-Frommen, von den Bekenntnistreuen, von den Ewiggestrigen... und versteht sich als Teil einer noch christlich grundierten Mehrheitsbevölkerung, die die religiösen Engführungen (die es natürlich gegeben hat / gibt) überwunden hat.

Sie nimmt dabei in Kauf, dass der Bezug zum christlichen Glauben immer schwächer wird. In der NZZ bezeichnete ein Journalist es als „Ironie der Geschichte“, dass ausgerechnet der landeskirchliche Protestantismus, der doch dem Ideal eines modernen, liberalen Glaubensverständnisses am nächsten komme, am meisten schrumpfe. Ist das wirklich paradox? Ist es am Ende nicht vielleicht so, dass gerade eine Kirche, die sich ständig dem Zeitgeist anpasst, sich überflüssig macht?

Ein Wandel in der Mentalität ist überfällig. Aber wie schaffen wir diesen?

Ein paar Beispiele aus der Thurgauer Landeskirche

1. Es gibt Themen, bei denen auch die moderne Öffentlichkeit von der Kirche durchaus eigenständige Antworten erwartet – und wir auch in der Lage sind, sie zu geben. Unsere Thurg. Landeskirche hat diesen Sommer ein Buch herausgegeben unter dem Titel „Den Weg zu Ende gehen“. Es ist nicht plump ein Anti-Exit-Buch, aber es will doch ein Gegengewicht sein zu den Lobbyisten der Sterbehilfe aller möglichen Varianten. Wir haben namhafte Persönlichkeiten aus dem ärztlichen, seelsorglichen und juristischen Bereich für die Mitarbeit gewinnen können. Das Interesse war sehr gross und die erste Auflage von 1200 Expl. war innert weniger Wochen verkauft. Wir haben in der Zwischenzeit weitere 1000 Expl. drucken lassen.

Die Öffentlichkeit nimmt es durchaus zur Kenntnis, wenn die Kirche in ihren ureigenen Gebieten etwas sagt; das darf auch gegen den Mainstream sein. Es muss, im vorliegenden Zusammenhang erst recht, jedoch sorgfältig und auf einem Niveau gemacht sein, gegen das Leute, die die gegenteilige Agenda verfolgen, nicht leichtes Spiel haben.
2. Demnächst feiern die Thurgauer Landeskirchen das 150-Jahr-Jubiläum des Status als **Landes-**Kirche. Vor allem die katholische Seite legte Wert darauf, dieses Jubiläum zu begehen. Wir machen es nun ökumenisch. Am 1. Adventssonntag ist die Auftaktveranstaltung, zu der allerlei Prominenz eingeladen ist und der Einladung auch recht zahlreich Folge leistet (der Regierungsrat wird vollzählig anwesend sein).

Es ist meine Absicht, vor diesem Publikum darauf hinzuweisen, dass die Selbstverständlichkeiten rasant am Schwinden sind. Es geht mir genau um den genannten Mentalitätswechsel. Die Frage wird im Raum stehen: was müssen wir tun, um auch den künftigen Generationen das Evangelium weiterzugeben? Ich hoffe, dass sich der/die eine oder andere nicht nur als Objekt sieht, sondern auch als Subjekt: Wie positioniere ich mich als Christ oder als Kirchenmitglied? Ist es mir ein Anliegen, dass die Gefässe, in denen das Evangelium weitergegeben wird, erhalten bleiben?
3. Wir haben in den letzten Jahren viel in die Laienförderung investiert. Diesen Sommer durften wir 24 neue Laienprediger(innen) diplomieren. Und letzten Sonntag war ich in einem von einer Gruppe von Laien gestalteten Gottesdienst (der zweite Sonntag im November ist bei uns der „Laiensonntag“). Die Gruppe hat den Gottesdienst mit Hilfe von Materialien, die die Landeskirche herausgibt, völlig selbständig erarbeitet, und es war ein eindrücklicher Gottesdienst. Auch in Sachen Laienseelsorge haben wir, vor allem im tecum, unserm Erwachsenenbildungsort in der Kartause Ittingen, gute Angebote.

Wahrscheinlich müssen wir über den Begriff der „Qualität“ und der „Professionalität“ vertieft nachdenken. Moderne Menschen wollen, wenn sie Interesse am kirchlichen Leben haben, oft nicht nur konsumieren; sie wollen mitgestalten und sind dazu, mit einer gewissen Schulung und Anleitung, durchaus fähig. Ich habe nicht Angst, dass deswegen eines Tages die akademisch ausgebildeten Theologen nicht mehr nötig sind. Es braucht sie, aber nicht für alles, wofür sie in der Vergangenheit oft zuständig waren.

Wir forcieren im Thurgau nicht allzu sehr Gemeindezusammenschlüsse. Wo diese sinnvoll und von den Beteiligten akzeptiert sind, fördern wir sie natürlich. Aber es ist nicht unser Ziel, durch Schaffung von Grossgemeinden auf allen Ebenen „Professionalität“ zu gewährleisten. Wenn ein Bausachverständiger ehrenamtlich sich um das Gebäude der Kirche kümmert, ist das mindestens so viel wert, wie wenn ein „facility manager“ professionell für 5-10 Gebäude zuständig ist – ganz abgesehen davon, dass wir eines Tages die Professionalität wohl gar nicht mehr bezahlen können.
4. Diakonie, neu gedacht: Zum Christsein hat schon immer die Diakonie gehört. Die Sozialarbeit wird auch im Thurgau seit Langem weitestgehend vom Staat wahrgenommen. Die kirchliche

Diakonie hat immer wieder Nischen gesucht – und auch gefunden. Und sie ruft diese Leistungen der Öffentlichkeit immer mal wieder in Erinnerung, vor allem, wenn es darum geht, öffentliche Gelder dafür zu erhalten.

Mit scheint allerdings ein Paradigmenwechsel fällig. Dass die Kirche in Ergänzung zum Staat da und dort Sozialaufgaben wahrnimmt, ist gut; und diese brauchen eine gewisse Professionalität. Daneben können aber, auch im Sinne von „fresh expressions“, Initiativen entstehen, die Geistliches und Soziales in neuer (oder alter) Art wiederverbinden.

Kürzlich wurde der „open place“ in Kreuzlingen mit dem Zwingli-Preis ausgezeichnet. Das ist ein Arbeitszweig der örtlichen Kirchgemeinde, die damit neue Wege beschreitet: Ausgehend von einer „Verwert-Bar“, die vor allem materielle Bedürfnisse stillte, traten immer mehr auch Bedürfnisse nach Gemeinschaft und sogar geistliche Bedürfnisse zu Tage, die von den Verantwortlichen wahrgenommen werden und auf die eine Antwort oder ein Angebot gesucht wird. Die strikte Trennung „geistlich/religiös“ und „sozial/neutral“ hat etwas Künstliches an sich und entspricht nicht dem Menschen – und auch nicht dem biblischen Verständnis von Diakonie.

Vision, Perspektiven, Herausforderungen

Mag sein, dass es in 30-40 Jahren deutlich weniger Mitglieder der Evangelischen Landeskirche gibt. Diese werden durchschnittlich nicht unbedingt älter sein; denn irgendwann sind die grossen Jahrgänge weggestorben. Die von den Menschen dannzumal getragene Kirche muss auch nicht unbedingt ärmer sein. Wenn die Motivation da ist, wird von überzeugten Kirchenmitgliedern auch das nötige Geld beigesteuert. Ich stelle mir vor, dass es dann vielleicht nicht mehr überall, wo ein kirchliches Gebäude steht, eine dazugehörige Gemeinde gibt. Aber es gibt, vielleicht zwischen weissen Flecken auf der Landkarte, lebendige Gemeinden mit einer überörtlichen Ausstrahlung.

Wir sind in einer Übergangszeit. Die Herausforderung dabei ist: Wie können wir das Neue fördern und das Alte weiterhin wertschätzen? Wie können wir einer breiten Öffentlichkeit, für die die Zugehörigkeit zu einer Kirche nicht mehr selbstverständlich ist, überzeugend darlegen, was Christsein und Kirchesein bedeutet? Es gibt in dieser Übergangszeit möglicherweise viel Unübersichtliches, evtl. sogar Widersprüchliches. Es wird noch lange Menschen geben, die aus Gründen der Tradition oder des befürchteten Kulturverlusts der Kirche die Treue halten und mit besorgtem Blick auf Aufbrüche in den Kirchen in ungewohnten Bahnen blicken. Aber es braucht diese Aufbrüche. Die Anforderungen an die Kirchenleitung in dieser Zeit der Unübersichtlichkeit sind hoch. Es gilt, miteinander im Gespräch zu bleiben. Evangelistische Projekte dürfen Menschen von heute nicht einfach wie Heiden betrachten. Aber wir dürfen auch nicht weiter einfach so tun, als wären alle von Natur aus Christen.

Es braucht eine Theologie, die vertieft darüber nachdenkt, was Christsein heute bedeutet, und es braucht Theologen, die ausserhalb der Hochschulen das Gespräch mit den Menschen inner- und ausserhalb der Kirche suchen. Wir dürfen nicht eine verdeckte Agenda haben. Wir müssen unsere Absichten verständlich kommunizieren. Es darf verschiedene Frömmigkeitsformen geben. Nicht alle finden Gefallen an einer Messevertonung aus dem 19. Jahrhundert. Und nicht alle finden Gefallen an der Predigtätigkeit eines einfachen Menschen, der auf seine Weise die Bibel liest und versteht. Im angelsächsischen Raum würde man in diesem Zusammenhang von „high church“ und „low church“ reden. Das muss zusammengehalten werden, nicht einfach billig, im Sinn von: wir wollen aus kirchenpolitischen Gründen möglichst vieles zusammenhalten, sondern weise und durchdacht, im Sinne von: wir reden von Christus und von niemand anderem.

Um es im Bild zu sagen, das ich am Anfang gezeigt habe: Es gibt nicht nur abgestorbene Bäume und Jungwuchs. Es gibt auch vieles dazwischen. Ein guter Förster wird Verschiedenem seinen Platz lassen. Und er wird besondere Freude am jungen Grün haben, selbst wenn ihm klar ist, dass er es nicht mehr erleben wird, dass diese Bäume gross und alt werden. „Schon spriesst es; erkennt ihr es nicht?“ Das ist meine Vision.